

KATE WHITE

WENN
BLICKE
TÖTEN
KÖNNTEN

Weltbild

Mit Witz und einem guten Cappuccino hat Bailey Weggins, Reporterin bei einem Modemagazin, noch jede Krise überstanden. Aber jetzt ist ihre Chefin ins Visier eines Mörders geraten, und Bailey soll - möglichst noch vor der Polizei - den Täter finden. Keine leichte Aufgabe, denn Schwindeln gehört für Modemacher ebenso zum Geschäft wie für Reporter. Doch was als journalistisches Puzzle beginnt, wird für Bailey bald zum Wettlauf um ihr Leben. Eine Frau, die die Straßen von New York und die Absätze von Manolo-Blahnik-Pumps überlebt, lässt sich jedoch nicht so schnell einschüchtern. Bailey schlägt zurück ...

Bailey Weggins Reihe

1. Wenn Blicke töten könnten
2. Zu schön zum Sterben
3. Auf dass der Tod uns scheidet
4. Nur über ihre Leiche

Kate White

Wenn Blicke töten könnten

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Helmut Splinter

Weltbild

Die Autorin

Kate White, geboren am 3.9.1951, ist eine amerikanische Schriftstellerin und Magazin-Editorin. Von 1988 bis 2012 war sie Chefredakteurin der Cosmopolitan. Neben Bestseller-Romanen verfasste sie auch schon zahlreiche Berater über den Weg zum Erfolg. Diese sind besonders an Frauen adressiert, da sie mit diesen ihre eigenen Erfahrungen teilen will.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel If Looks Could Kill.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Kate White

First published by Warner Books, Inc., an AOL Time Warner Company, New York

Translation rights arranged by The Sandra Dijkstra Literary Agency

All Rights Reserved

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Helmut Splinter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-364-8

Für Hunter und Hayley

Danke für all die wunderbare Unterstützung und Ermutigung

Cat Jones war eine von den Frauen, die nicht nur alles bekamen, was sie wollten – in ihrem Fall einen wunderbaren Job als Chefredakteurin eines der größten Frauenmagazine, ein irrsinnig schönes Reihenhaus in Manhattan und einen blendend aussehenden Mann, der selbst Karriere machte –, sondern es mit den Jahren schaffte, auch das zu bekommen, worauf andere Frauen scharf waren: zum Beispiel deren Jobs und deren blendend aussehende Männer. Es war schwer, sie nicht zu hassen. Als ihre perfekte Welt so langsam in die Brüche ging, hätte ich versucht sein können, nachts mein Gesicht im Kissen zu vergraben und – he, he, he – mir eins abzulachen. Aber das tat ich nicht. Ich amüsierte mich nicht über ihr Unglück, wie es viele andere mit Sicherheit taten. Stattdessen sprang ich ihr zur Seite, um sie zu retten. Warum? Weil sie mir beim Bezahlen meiner Rechnungen half, weil sie auf eine seltsame Art meine Freundin war und vor allem weil ich mich als Autorin wahrer Krimis immer schon von Geschichten angezogen fühlte, die mit einer Leiche beginnen und zu zermürbenden Kopfschmerzen führen.

Den Moment, in dem diese Sturm- und Drangphase mit Cat begann, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Es war an einem Sonntagmorgen Anfang Mai, kurz nach acht. Ich lag in meinem Queen-sized-Bett in Löffelchenstellung mit dem vierunddreißigjährigen Kyle Conner McConaugh, K. C. genannt, Investmentbanker und fanatischer Segler, spürte, wie er hart wurde und hoffte, ich würde nichts tun, was das delikate Ökosystem dieses Augenblicks zerstören könnte. Es war unser sechstes Treffen und erst das zweite Mal, dass wir im Bett gelandet waren. Aber obwohl das Abendessen nett und der anschließende Sex noch besser als beim ersten Mal gewesen war, hatte ich ein flaes Gefühl im Magen – so eins, das entsteht, wenn man wegen eines Typen gaga wird, der, wie einem klar wird, sprunghaft wie eine Bergziege ist. Ich musste nur eine falsche Bemerkung machen – zum Beispiel vorschlagen, das Wochenende in einer hübschen Pension in den Berkshires zu verbringen –, und er würde Hals über Kopf aus dem Zimmer stürzen.

Das Telefon klingelte, als sich gerade seine Hand um meine rechte Brust legte. Instinktiv blickte ich auf die Uhr. Gott, es war erst 8:09. Der Anrufbeantworter würde mir die Arbeit abnehmen, egal, welcher Idiot zu dieser Zeit anrief. Für meine Mutter war es noch zu früh – sie latschte in der Toskana herum – und für alte Liebschaften zu spät, weil sie gewöhnlich nachts um zwei mit besoffenem Kopf aus Bars unterhalb der 14. Straße von Münztelefonen aus anriefen. Vielleicht war es der Hausmeister. Das sähe ihm ähnlich, mir um diese Uhrzeit irgendwas vorzujammern – dass mein Fahrrad im Keller an der falschen Wand lehnte oder so.

»Musst du rangehen?«, fragte K. C. Seine Hand rührte sich nicht mehr.

»Das macht die Maschine für mich«, sagte ich. Ob ich die Lautstärke runter gedreht hatte? Das vierte Klingeln wurde abrupt unterbrochen, und aus dem kleinen Arbeitszimmer gegenüber platzte eine laute Frauenstimme. Nein, hatte ich nicht.

»Bailey? ... Bailey? ... Bitte heb ab, wenn du da bist. Hier ist Cat ... ich brauche deine

Hilfe ... Bailey, bist du da?« Ich stöhnte.

»Ich gehe besser ran«, sagte ich, schälte mich unter der weißen Steppdecke hervor und stützte mich auf dem Ellbogen ab, um nach dem Telefon auf dem Nachttisch zu greifen.

»Hi«, grüßte ich mit einem Räuspern. »Hier bin ich.«

»Oh, Gott sei Dank«, freute sich Cat Jones. »Hör mal, hier stimmt was nicht, und ich drehe noch durch. Ich brauche deine Hilfe.«

»Gut, schieß los«, sagte ich ruhig. Wenn ich nicht übermäßig besorgt reagierte, dann nur, weil ich Cat Jones seit sieben Jahren kannte und erlebt hatte, dass sie ausflippte, wenn sie ihre Hosen mit falsch gelegten Bügelfalten aus der Reinigung zurückbekam.

»Es geht um das Kindermädchen, du weißt schon, Heidi.«

»Hat sie jetzt auch schon gekündigt?«

»Mach dich nicht lustig. Da stimmt was nicht. Sie macht unten in ihrer Wohnung die Tür nicht auf.«

»Bist du sicher, dass sie da ist?«

»Ja. Ich habe gestern noch mit ihr telefoniert, und sie hat versprochen, heute Morgen hochzukommen.«

»Meine Güte, es ist erst acht Uhr«, wandte ich ein. »Vielleicht schläft sie noch tief und fest. Oder sie hat einen Typen bei sich, und es ist ihr peinlich, die Tür aufzumachen.« K. C.s Hand, die noch vor wenigen Minuten meine Brust gestreichelt hatte, zeigte längst nicht mehr die Begeisterung von vorher.

»Aber sie hat mich noch nie versetzt«, erklärte Cat. Natürlich nicht. Nur wenige Menschen wagten so etwas.

»Vielleicht ist sie ja gar nicht zu Hause, sondern hat die Nacht woanders verbracht.«

»Sie hatte aber gesagt, sie würde zu Hause bleiben. Ich habe ein komisches Gefühl bei der Sache.«

»Kannst du nicht selber aufsperrn? Du hast doch einen Schlüssel, oder?«

»Ich habe Angst, alleine reinzugehen. Was ist, wenn da drin was nicht stimmt?«

»Was ist mit Jeff?« Ich meinte ihren Mann.

»Er ist mit Tyler übers Wochenende aufs Land gefahren. Ich hatte hier was zu erledigen«, fügte sie fast verteidigend hinzu.

»Gibt's niemanden, den du näher kennst? Einen Nachbarn?«

»Nein. Niemand, dem ich vertraue.«

Dann machte sie eine ihrer berühmten Pausen, die anfangs als Trick gedacht waren, damit die anderen die Leere füllen und ihr ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren konnten. Mittlerweile waren sie zu einer absichtslosen Manieriertheit verkommen, etwa so, wie man beim Nachdenken auf dem Daumen kaut. Ich ließ sie zappeln, während ich auf K. C.s Atem achtete.

»Bailey, du musst herkommen«, forderte sie schließlich.

»Jetzt?«, rief ich. »Cat, es ist Sonntagmorgen, zehn nach acht. Warum willst du nicht noch ein bisschen warten? Ich wette, sie hat die Nacht bei irgendeinem Kerl verbracht und versucht gerade ein Taxi zu kriegen.«

»Und was ist, wenn das nicht stimmt? Was ist, wenn ihr in ihrer Wohnung was passiert ist?«

»Was stellst du dir denn vor? Dass sie nach einem Saufgelage umgekippt ist? Dass sie sich am Türrahmen aufgehängt hat?«

»Nein. Ich weiß nicht. Es ist nur alles so komisch – ich habe Angst.«

Es war offensichtlich, dass es um Wichtigeres ging als um falsch gebügelte Hosen. Ihr ging der Arsch auf Grundeis, und sie brauchte dringend Uptown in der 91. Straße – sofort.

»Gut, gut«, beruhigte ich sie. »Ich brauche eine halbe Stunde, um mich anzuziehen und zu dir zu fahren.«

»Beeil dich, ja?« Sie legte auf, ohne sich zu verabschieden.

Mein flotter Verführer schien eine gehörige Portion seiner Lust verloren zu haben. Er hatte seine Hand weggenommen und sich auf den Rücken gedreht. Einmal hatte ich gehört, dass Cat Jones so abschreckend sei, dass sie einige der Männer, mit denen sie ins Bett gegangen war, zeitweise impotent gemacht hatte. Doch selbst ich, die sie nie unterschätzt hatte, war beeindruckt, dass sie das bei einem Mann geschafft hatte, der achtzig Straßenecken entfernt mit mir im Bett lag.

»Hör mal, K. C., es tut mir wirklich Leid«, entschuldigte ich mich und drehte mich zu ihm. In seinen Adern floss viel irisches Blut, das sich auch äußerlich zeigte – dunkelbraune, fast schwarze Augen, borstiges, dunkelbraunes Haar, blasse Haut und Schneidezähne, die leicht überstanden. »Bei dieser Frau, für die ich arbeite, wohnt ein Kindermädchen, und sie glaubt, sie hätte irgendwie Schwierigkeiten. Ich muss zu ihr und ihr helfen.«

»Ist das die Cat, für die du beim Gloss arbeitest?«

»Ja. Die schöne, aber so schnell besorgte Cat Jones. Du darfst gerne hier bleiben, bis ich zurückkomme.«

Was ich noch sagen wollte, war: »Und wenn ich zurückkomme, mache ich Sachen mit deinem Körper, die du dir vorher nicht einmal vorgestellt hast.« Aber im Moment war mir nicht nach Anzüglichkeiten zumute.

»Nein, ich sollte gehen«, meinte er. »Darf ich schnell ins Bad huschen? Ich bin ganz fix fertig.«

»Klar. Ich mache uns Kaffee. Willst du was essen? Ein Bagel?«

»Nicht nötig«, antwortete er und zog seinen Arm unter mir hervor, sodass er sich aus dem Bett schwingen konnte. Er beugte sich zur Seite, um sich seine Boxershorts zu schnappen, und latschte ins Bad. Großartig. Sein »Nicht nötig« hatte etwas leicht Schnippisches gehabt, so als würde er denken, ich hätte endlich eine Entschuldigung gefunden, um ihn loszuwerden. Vielleicht war er aber auch erleichtert. Schließlich würde es jetzt keine Missverständnisse darüber geben, wie lange er bei mir bleiben oder ob er mich zum French Toast und einem Mimosa einladen müsste.

Ich zwang mich aufzustehen und warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel über meiner Frisierkommode. Ich bin ziemlich attraktiv, darf man wohl behaupten, aber was das Aussehen angeht, gehörte der Morgen noch nie zu meiner besten Zeit. Gestern Abend hatte ich mich vollkommen abgeschminkt, sodass heute nichts mehr von der schrillen Horror-Braut zu sehen war, aber mein kurzes, blond-braunes Haar bauschte sich oben auf meinem Kopf, als säße dort ein Stachelschwein. Ich ging ein paar Mal mit der Bürste durch, bis es glatt lag, dann zog ich Jeans, ein weißes T-Shirt und eine schwarze

Baumwollstrickjacke an.

Auf dem Weg in die Küche hörte ich K. C. mit dem Wasser plätschern. Ich stellte den Wasserkessel auf – ich mache meinen Kaffee in einer Glaskanne mit einem Drücksieb – und ging vom Wohnzimmer auf die Terrasse, um zu sehen, was das Wetter heute zu bieten hatte. Ich wohne in Village, in Greenwich Village, um genau zu sein, am äußersten östlichen Ende, bevor das schäbige East Village beginnt. Mein Ausblick geht nach Westen in Richtung Hudson, der unsichtbar hinter grauen, roten und sandsteinfarbenen Häusern und neunzehn mit Schindeln gedeckten Wassertürmen fließt. Es war kühl und der Himmel schmieriggrau.

»Wie bist du bloß an diese Wohnung gekommen?«

K. C. stand angezogen in der Tür, bereit zum Aufbruch. Er hatte etwas Spitzbübisches, eine Eigenschaft, die fast vollständig verschwand, wenn er einen seiner dunkelblauen Banker-Anzüge trug, aber klar und deutlich zutage trat, wenn er wie jetzt in Freizeithosen und einem Hemd dastand, das ganz verknittert war, weil er es in meinem Schlafzimmer einfach auf einen Haufen geworfen hatte. Ich war hin und her gerissen zwischen meinem Wunsch, in Ohnmacht zu fallen, und der leisen Stimme in meinem Kopf nachzugeben, die rief: Lauf, Bambi, lauf.

»Ich habe mich scheiden lassen, und die Wohnung war der Trostpreis.«

»Ah, ich verstehe.«

Er kam drei Schritte auf mich zu. »Ich habe deine Zahnbürste benutzt, Miss Weggins.«

»Dann freue ich mich, sie als Nächste zu benutzen«, erwiderte ich. Innerlich krümmte ich mich, als ich mich reden hörte. Einmal hatte ich einen Artikel über eine Frau mit vierzehn Persönlichkeiten geschrieben. Eine davon war ein Junge namens Danny gewesen, der seinen Spaß daran hatte, Lagerhäuser in Brand zu stecken. Vielleicht war es genau das, was mit mir gerade passierte.

Aber er lächelte zum ersten Mal an diesem Morgen, beugte sich vor und gab mir einen heftigen Kuss auf den Mund.

»Einen schönen Tag wünsche ich dir.«

»Oh, den habe ich bestimmt. Ich werde New York nach dem unauffindbaren Kindermädchen durchkämmen.«

»Ich hoffe, sie ist der Mühe wert«, meinte er.

»Willst du mitkommen?«, fragte ich in einem Anfall von Fantasie oder Dummheit.

»Geht nicht. Ich muss zum Segeln.«

Ich begleitete ihn zum Ausgang, ließ die Schlösser aufschnappen und öffnete die Tür. Er sah die New York Times auf der Matte und hob sie für mich auf. Dann warf er mir mit angehobenen Augenbrauen dieses leise Lächeln zu. Kein »Ich ruf dich später an«. Kein »Das war der wahnsinnigste Sex, den ich je hatte«. Kurz spürte ich das Verlangen, ihm die Zeitung auf den Hinterkopf zu knallen, aber ich schloss die Tür und sandte ein Stoßgebet an die Götter, auf dass ich mich nicht allzu sehr in diesen Typen verknallte.

Zwölf Minuten später saß ich in einem Taxi Richtung Uptown. Ich hatte Zähne geputzt, Kaffee gemacht und ihn in einen Styroporbecher geschüttet. Ich wollte ihn im Taxi trinken, aber der Fahrer hatte einen Affenzahn drauf, sodass ich den Becher auf den Boden stellte und zwischen meine Füße klemmte.

Zu dieser Stunde waren die Bürgersteige fast leer. Nur Frühaufsteher, die ihre Hunde Gassi führten, und Taxifahrer, die mit blau-weißen Pappbechern mit Kaffee aus kleinen Läden kamen. Das letzte Mal war ich vor einem Jahr so früh an einem Sonntagmorgen unterwegs gewesen – ein Spießbrutenlauf in einem schwarzen Cocktailkleid. An der 23. Straße bogen wir rechts ab und fuhren durch bis zum Franklin D. Roosevelt Drive. Als wir den East River entlangpreschten, brannte die Sonne ein kleines Loch durch die Wolken und ließ das Wasser wie Stahl glänzen.

Ich versuchte, die erste Seite der Zeitung zu lesen, konnte mich aber nicht konzentrieren. Immer wieder fragte ich mich, ob die Sache mit K. C. nun ganz verpatzt war, weil ich ihn wegen eines dämlichen Kindermädchens rausgeschmissen hatte, die die Nacht wahrscheinlich in einem Bumslokal verbracht hatte und bald mit vom Bart aufgekratzter Schnute wieder zu Hause auftauchen würde. Ich hatte Heidi schon mehrmals getroffen. Die erstaunlich hübsche und zurückhaltende junge Frau war aus Minnesota oder Indiana nach New York importiert worden, um auf Cats zweijährigen Sohn Tyler aufzupassen. Tatsächlich hatte ich sie erst Donnerstagabend kurz gesehen, als ich bei Cat auf einer Party gewesen war. Heidi hatte im Flurschrank nach Tylers Jacke gekramt und durch mich hindurchgesehen, als würden wir uns nicht kennen. Ich war sicher, dass sie wieder aufgetaucht sein würde, noch bevor ich bei Cat eintraf; ich würde wieder ein Taxi nehmen und noch mal fünfzehn Dollar für die Heimfahrt bezahlen.

Der einzige Trost war, dass mein Tag früh beginnen würde. Abgesehen davon hatte ich kaum eine andere Wahl, als mit Cat nachsichtig zu sein. Sie war nicht nur meine Freundin, sondern zum Teil auch verantwortlich für meine fantastische kleine Karriere, die ich mit dreiunddreißig Jahren schon hinter mir hatte. Sie hatte mich zur Mitarbeiterin bei ihrem Magazin gemacht, dem Gloss, einem der so genannten Sieben-Schwestern-Magazine, das sich früher auf Rezepte für Hühnchengerichte mit Champignoncremesuppe und Berichte über Frauen spezialisiert hatte, die den Großteil ihres Lebens damit verbringen, giftige Müllkippen aus ihrer Stadt zu verbannen. Dank der unter Cat vollzogenen Metamorphose hielt das Blatt, was sein Name versprach – ein pifffiges Hochglanzmagazin mit erotischen Modeportfolios, derben Anleitungen, bei denen der Ehemann ins Stöhnen kam, und faszinierenden Verbrechergeschichten und menschlichen Schicksalen. Und ich schrieb diese Geschichten. Nein, nicht die Ich-bring-dich-zum-Stöhnen-Geschichten, sondern die Verbrechergeschichten und Dramen, die das menschliche Herz bewegen. Geschichten über Serienmörder, verschwundene Ehefrauen und in Zweihundert-Liter-Fässer gestopfte Studentinnen, die von ihren Professoren, mit denen sie es getrieben hatten, ermordet worden waren.

Ich war Cat dankbar, aber es war nur fair zu sagen, dass sie für ihr Geld auch was bekam. Ich schrieb gute Geschichten, gewann Leser und Preise damit. Erst neulich hat ein Verlag beschlossen, zwölf dieser Geschichten zu einer Anthologie zusammenzupacken.

Cat und ich haben uns vor sieben Jahren bei einem kleinen Downtown-Magazin mit dem Namen Get kennen gelernt. Es hatte eine Auflage von fünfundsiebzigtausend und konzentrierte sich auf das Geschehen in New York City – Kunst, Kultur, Gesellschaft, Skandale und Verbrechen, allerdings nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge. Bis dahin hatte ich nach dem College in Brown bei Zeitungen gearbeitet; zuerst hatte ich für

die Albany Times Union Polizeiberichte geschrieben, dann war ich zum Record im County Bergen in New Jersey gewechselt. Ich war vernarrt in alles, was mit Verbrechen zu tun hatte, obwohl ich mir nicht sicher bin, warum. Mein Vater starb, als ich zwölf war, und mein Exmann hat einmal gesagt, dass meine Begeisterung für das Makabre bestimmt in diesem Moment geweckt worden ist. Ich bin jedoch eher der Meinung, dass sie von einem Erlebnis in der ersten Klasse auf der Highschool herrührt. Jemand hatte in meinem Schreibtisch und Spind obszöne Nachrichten hinterlassen, und anstatt die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen, ging ich methodisch vor und fand den Absender – ein Mädchen. Die Erregung, die mich bei der Lösung des Rätsels gepackt hatte, war überwältigend gewesen. Schließlich hatte ich gemerkt, dass mir Zeitschriften mehr stilistische Freiheiten als Zeitungen gewähren würden, und so kam ich nach New York und zur neu gegründeten Get.

Ich hatte Cat, damals noch bekannt als Catherine, am ersten Tag in meinem neuen Job kennen gelernt. Sie war stellvertretende Chefredakteurin und vier Jahre älter als ich. Obwohl sie vor allem für die Ressorts Berühmtheiten und Kultur zuständig war und nur wenig mit dem Bereich zu tun hatte, für den ich schrieb, bekam ich auf den Redaktionskonferenzen mit, wie sie ihr Zeug anpries. Sie fand Gefallen an mir, vielleicht weil ich nicht vor ihr katzbuckelte wie so viele andere. Mit der Zeit kam sie immer öfter in mein kleines Büro, wo sie mich in die Ränkespiele der Redaktion einweihte und mir die Schwierigkeiten anvertraute, die man bekommt, wenn man mit mehreren Männern gleichzeitig ein Verhältnis hat, unter anderem mit einem Ehemann mit zwei Kindern. Sie hatte in mir einen Menschen gefunden, der Geheimnisse für sich behalten kann, eine seltene Spezies in New York. Einmal flog ich sogar mit ihr nach Barbados, weil sie wollte, dass Jeff, mit dem sie vier Monate was hatte, nicht die Lust verlor und sich Sorgen machte. Was sprang für mich dabei heraus? Ich war völlig geblendet, von ihrem Ehrgeiz, ihrem absoluten Selbstvertrauen und der furchtlosen Art, wie sie auf ihr Ziel losging.

Nach einem Jahr beim Get hatte der Chefredakteur mit großem Brimborium gekündigt, weil der Verleger ihn gedrängt hatte, eine heikle Geschichte über einen Freund in den Reißwolf zu stecken. Wir zehn anderen, die in der Redaktion blieben, waren am Nachmittag in der Eingangshalle herumgestanden und hatten uns gefragt, was wir tun könnten, bis Cat vorgeschlagen hatte, wir sollten in einem Akt der Solidarität alle kündigen. Das taten wir dann auch. Am Abend trafen wir uns mit dem Ex-Chefredakteur in einer Bar. Er bezahlte eine Runde nach der anderen und meinte, man würde noch in Jahren in den Journalistenschulen von uns reden. Ich wollte mir wild und wichtig vorkommen, doch wegen meiner Zähne kreisten meine Gedanken nur um die Frage, ob ich noch krankenversichert war, da ich erst die Hälfte einer sehr ärgerlichen Wurzelbehandlung hinter mir hatte. Cat hingegen wirkte ungewöhnlich ruhig, wie sie mit einer Zigarette in der Hand an der Bar lehnte. Drei Tage später wurde mitgeteilt, sie sei die neue Chefredakteurin von Get.

Fünf Monate lang hörte ich nichts von ihr. Dann lockte sie mich mit einem Magazin, das noch wichtiger sei als die Menschen, die es leiteten, und bot mir die Möglichkeit, noch größere Geschichten zu schreiben. Mittlerweile war Catherine zu Cat geworden, die Chefredakteurin, die jeden Schreiber dazu bringen konnte, für sie zu arbeiten, und die

wusste, dass ein Artikel gut war, wenn ihre Brustwarzen beim Lesen hart wurden, wie neulich in einem Porträt über sie zu lesen war. In der Medienwelt avancierte sie zum Luder, und nach knapp zwei Jahren in dieser Stellung zwang der Gloss-Verleger die siebenundsechzigjährige Chefredakteurin Dolores Wilder mit einem elektrischen Viehstab, sich in Würde zurückzuziehen, und setzte die brandaktuelle Cat als ihre Nachfolgerin ein. Alle der Sieben-Schwestern-Magazine, zu denen Women's Home Journal und Best Home gehörten, waren fast einhundert Jahre alt – oder hatten schon lange Zähne, wie einige meinten –, und um zu überleben, brauchten sie frisches Blut. Cat hatte beim Verleger durchgesetzt, dass sie das Magazin auf den Kopf stellen könnte, um es moderner zu gestalten. Nach wenigen Tagen bot sie mir einen Vertrag an, in dem stand, dass ich acht bis zehn Geschichten über menschliche Schicksale oder Verbrechen pro Jahr als freiberufliche Journalistin abliefern würde. Sie hatte mir sogar ein kleines Büro im Verlag angeboten. Ich konnte immer noch für andere Blätter schreiben, auch für Reisemagazine, eine Nebenbeschäftigung von mir. Nach der Festanstellung hatte ich mich nach der Freiheit einer freiberuflichen Tätigkeit gesehnt, und die Vereinbarung reizte mich.

Die Freundschaft erhielten wir aufrecht, obwohl sie, wie gesagt, ein bisschen komisch war. Hin und wieder war ich in Versuchung, Abstand zu halten, wenn der selbstsüchtige, gemeine Teil in ihr seinen hässlichen Kopf reckte. Aber schließlich war sie auch oft gut drauf, stellte mir zum Beispiel eine Tüte mit Eis und einem Dreißig-Gramm-Glas Kaviar auf den Schreibtisch.

Mittlerweile war das Taxi an der 96. Straße vom Franklin D. Roosevelt Drive abgebogen. Von dort fuhren wir die Second Avenue entlang, dann auf der 91. Straße Richtung Westen bis zum Straßenblock zwischen der Park Avenue und der Madison Avenue, in dem Cat wohnte, einem Viertel, das auch als Carnegie Hill bekannt ist. Es war ein eleganter Komplex mit zumeist drei Reihenhäusern hintereinander, einige aus braunem Sandstein, einige aus Backsteinen, eins in leichtem Pink gestrichen. Schräg gegenüber von Cats Wohnung stand eine exklusive Privatschule für die Unter- und Mittelstufe, wo die Kinder oft in schwarzen Limousinen hingebacht und abgeholt wurden. Ich bezahlte den Fahrer und stieg vorsichtig mit meinem Styroporbecher aus. Die Straße war leer bis auf einen Mann in einem gelben, kurzen Mantel, der einen pummeligen Westie Richtung Central Park Gassi führte. Ein leichter, kühler Wind wehte mir plötzlich wie aus dem Nichts entgegen, und ein Schauer aus rosafarbenen Blütenblättern von einem Baum an der Straßenecke ergoss sich über mich. Die Blätter blieben auf meinem Pullover, meinen Schuhen, ja selbst in meinem Haar hängen.

Als ich sie wegwischte, musterte ich Cats Reihnhaus auf ein Anzeichen von Leben. Das vierstöckige, weiße Gebäude mit den schwarzen Fensterläden war, wie mir Cat einmal erzählt hatte, nach 1880 erbaut worden. Der Haupteingang, eine zweiflüglige, schwarz lackierte Tür, befand sich im ersten Stock hinter einer kleinen Veranda. Unter der Veranda, im Erdgeschoss, führte ein separater Eingang zur Wohnung des Kindermädchens. Dorthin gelangte man, wenn man vom Bürgersteig aus ein paar Stufen hinab und durch einen kleinen gefliesten Innenhof ging. Unter der Veranda befanden sich hinter einem zwei Meter hohen schmiedeeisernen Gatter ein kleiner Vorraum und die Tür zur Wohnung. Ich trat näher ans Haus und lehnte mich gegen den schmiedeeisernen

Zaun vor den Stufen zum Innenhof. Aha, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden drang schwaches Licht. Dann war also alles in Ordnung. Offenbar war die verkaterte Heidi aus ihrem Schlummer erwacht, während ich über Manhattans Schlaglöcher geholpert war. Ob ich vor meinem Heimweg wenigstens ein Croissant bekommen würde?

Ich stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf und klingelte. Cat öffnete beinahe sofort, als ob sie hinter der großen Eingangstür auf mich gewartet hätte. Sie trug zu einer schwarzen Capri-Hose ein übergroßes, weißes Hemd, und ihr langes, dichtes blondes Haar, das sie fast immer offen trug, war oben auf dem Kopf mit Dingern zusammengesteckt, die wie Esstäbchen aus Elfenbein aussahen. Sie war vollkommen ungeschminkt, was ich bisher noch nie bei ihr erlebt hatte. Ihre Haut war blass und müde, unter den blauen Augen zeichneten sich leichte Ringe ab, und zum ersten Mal, seit ich sie kannte, bemerkte ich, dass ihre Lippen mit kleinen hellen Sommersprossen gefleckt waren.

»Dann kann ich also davon ausgehen, dass jetzt alles in Ordnung ist?«, fragte ich.

»Was meinst du?«, stieß sie hervor.

»Mit Heidi. Ist sie jetzt da?«

»Nein, nein.« Sie zog mich am Handgelenk in den Flur und schloss die Tür. »Wieso sagst du das?«

»Das Licht ist an. Ich habe angenommen, sie ist wieder aufgetaucht.«

»Kapierst du denn nicht? Genau das ist der Punkt. Das Licht ist an und sie sollte zu Hause sein – aber sie macht die Tür nicht auf.«

»Und du meinst nicht, dass sie sich in letzter Sekunde entschieden hat, die Nacht woanders zu verbringen? Manchmal machen Einundzwanzigjährige so was.«

»Sie ist zweiundzwanzig.«

»Egal. Hat sie einen Freund?«

»Nicht mehr. Sie sind seit ein paar Monaten auseinander. Abgesehen davon hat sie versprochen, zu Hause zu sein. Und wie gesagt – sie ist immer zuverlässig.«

»Ich dachte, sie hat die Wochenenden frei. Wozu brauchst du sie dann am Sonntagmorgen um acht Uhr?«

»Ich muss mit ihr reden. Wegen Tyler. Nur so allgemein.«

Komische Antwort. Aber es schien nicht der richtige Moment zu sein, um darauf einzugehen.

»Gut«, erwiderte ich. »Dann öffnen wir ihre Wohnungstür und schauen mal, ob wir etwas Licht in die Sache bringen können.«

»Du glaubst, ich bin hysterisch wegen nichts, stimmt's?«, fragte sie.

»Ich bin sicher, dass alles in Ordnung ist, aber wenn du ein unangenehmes Gefühl hast, müssen wir mal nachsehen.«

Cat senkte den Kopf und drückte die Fingerspitzen gegen die Schläfen. Ihre Nägel waren granatapfelrot lackiert. Sie glänzten und waren hart wie ein chinesisches Lackkästchen.

»Gehst du?«, drängte sie zurückhaltend und nahm die Hände wieder herunter. »Ich meine, gehst du in die Wohnung? Ich habe Angst. Wenn irgendwas nicht stimmt, wirst du schon wissen, was zu tun ist.«

»Klar«, gab ich zurück. »Hol den Schlüssel.«

Ich folgte ihr durch die offene Tür auf der linken Seite des Flurs ins khakifarbene

Esszimmer und von dort weiter in die Küche, die ganz in Weiß und Edelstahl gehalten und, obwohl nicht sehr groß, perfekt auf die Bedürfnisse eines Partyservices zugeschnitten war. Sie riss einen Schrank auf und kramte nach dem Schlüssel.

»Hat Heidi je durchblicken lassen, dass sie Probleme mit Alkohol hat?«, fragte ich, während ich mitten in der Küche wartete.

»Du meinst, sie könnte da unten, voll gepumpt mit Alkohol, umgekippt sein?« Cat sah auf. »Ich habe keinen Grund zu der Annahme, dass sie trinkt – oder dass sie Drogen nimmt. Aber man erkennt die Anzeichen nicht immer. In letzter Zeit hat sie sich tatsächlich ein bisschen komisch benommen, ziemlich kühl, würde ich sagen.«

»Wann hast du sie das letzte Mal gesehen?«

»Freitagabend, als ich nach Hause gekommen bin.«

»Freitag?«, rief ich. »Ich dachte, du hättest gestern mit ihr geredet.«

»Habe ich, aber am Telefon. Ich musste gestern nach East Hampton. Wir sponsern das Filmfestival am Ende des Sommers, und ich musste zu einem Planungsgespräch dorthin.«

»Du bist an einem Samstag da rausgefahren?«, fragte ich. East Hampton, eine sehr schicke und teure Strandgemeinde, war mehr als zwei Stunden Fahrt von New York entfernt.

»Vorher hatte ich keine Zeit. Du weißt doch, wie es ist. Wo ist bloß dieser verdammte Schlüssel?«

»Also, wann bist du zurückgekommen? Am Abend?«

»Nein, heute Morgen. Ich war zu müde, um gestern Abend zurückzufahren. Ich habe mir ein Zimmer genommen und bin heute früh um sechs zurückgefahren. Ah, hier ist er ja.« Ich war schon auf dem Weg in den Flur, als Cat mich aufhielt. »Hier lang«, sagte sie. »Unten gibt es einen Eingang von der Bibliothek aus.«

Es war natürlich sinnvoll, dass es innerhalb ihrer Wohnung einen Zugang zur Wohnung des Kindermädchens gab, aber ich hatte ihn noch nie gesehen. Ich folgte Cat durch die Küche ins Wohnzimmer. Es war groß und quadratisch, und jeder Zentimeter – Wände, Sofas, Sessel, Vorhänge – war in einem anderen Weiß gehalten. Zwei doppelte Glastüren führten auf einen Balkon, der nach hinten raus zum Garten lag. Rechts führte eine Treppe nach unten in die Bibliothek. Cat ging hinunter, ich folgte ihr auf dem Fuße.

Die Fenster der in Dunkelrot gehaltenen Bibliothek gingen zwar auch zum Garten hinaus, der Balkon darüber fing die Sonnenstrahlen jedoch ab, sodass es an diesem Morgen düster hier war. Nur zwei schwenkbare Lampen über der Couch spendeten etwas Licht. An der vorderen Wand standen Bücherregale, doch als ich das Ende der Treppe erreicht hatte, sah ich, dass ein Teil des Regals herausgezogen war und sich einen halben Meter dahinter eine einfache Tür verbarg. Dutzende Male war ich in diesem Raum gewesen, hatte aber nicht gedacht, dass dieses Bücherregal etwas anderes war als ein Bücherregal.

»Diese Tür benutzt sie, wenn sie zu euch kommt oder wieder geht?«, fragte ich.

»Ja, meistens. Wenn sie von draußen kommt, benutzt sie aber eher den Haupteingang, statt durch ihre Wohnung zu gehen.«

»Wer hat das Regal weggeschoben?«, wollte ich wissen.

»Ich, um bei ihr anzuklopfen«, antwortete sie.

»Wenn man diese Tür öffnet, steht man direkt in ihrer Wohnung?«

»So ungefähr. Zuerst kommt man in einen kleinen Flur. Es gibt kein Schlafzimmer, nur ein Wohnzimmer mit einem Ausziehbett.«

Ich ging durch die Bibliothek und hielt mein linkes Ohr an die Tür. Auf der anderen Seite hörte ich Musik, wenn auch nur schwach. Mein Herz machte einen Satz wie ein Pferd, das gerade Rauch in seinem Stall gerochen hat. Dass man das Licht nicht ausschaltet, wenn man geht, kommt ja hin und wieder vor, aber warum lässt jemand die Musik laufen?

Ich hob den Arm und pochte viermal an die Tür.

»Heidi«, rief ich. »Heidi, sind Sie da?«

Ich wartete eine halbe Minute, trotz meiner schrecklichen Gewissheit, dass niemand die Tür öffnen würde.

Ich bat Cat um den Schlüssel.

Sie seufzte nervös, als sie mir den Bund gab, an dem der Schlüssel wie eine kleine Waffe nach vorne gestreckt war.

»Man muss ihn nach rechts drehen«, erklärte sie.

Ich schob den Schlüssel ins Schloss und versuchte, ihn zu drehen, doch er bewegte sich nicht. Ein paar Mal wackelte ich mit dem Schlüssel vor und zurück, bis er sich endlich drehen ließ. Dann drückte ich die Tür auf, während ich noch einmal laut nach Heidi rief.

Der Gestank erschlug mich. Er war grausam. Eine Mischung aus dem sauren Geruch von Erbrochenem, dem Gestank von Kot und vielleicht auch von anderem. Ich unterdrückte den Würgereiz, trat zwei Schritte von der halb offenen Tür zurück und wandte mich zu Cat.

»Sieht nicht gut aus«, sagte ich. »Ihr war schlecht – oder sie ist tot.«

Ihre Hand schnellte an ihren Mund, wo sie wie ein Spatz flatterte. »O Gott«, stöhnte sie.

Ich zog meine Strickjacke aus und wickelte sie um mein Gesicht, damit sich mir nicht der Magen umdrehte. Dann schob ich die Tür ganz auf und trat in den Flur. Als Reporterin hatte ich schon Leichen gesehen, meistens bei Unfällen, aber was mich in Heidis Wohnung erwartete, wusste ich nicht. Und ehrlich gesagt, hatte ich eine höllische Angst.

Der Flur war länger, als ich gedacht hatte. Links befand sich eine Kochnische, rechts ein Bad. Es war leer, obwohl das Licht brannte. Auf einem Haufen meergrüner Handtücher bemerkte ich getrocknetes Erbrochenes. Mit winzigen Schritten ging ich weiter zu ihrem Zimmer. Es war quadratisch, auf der anderen Seite befand sich eine Tür, die offenbar zum Flur mit der Haustür führte. Das Sofa stand in der Mitte des Zimmers mit der Rückenlehne zur Tür, die Vorderseite zum Fenster und zur Straße gewandt. Es brannte nur ein Licht, eine Stehlampe neben dem Sofa. Keine Heidi, die im Schlafanzug mitten im Zimmer wartete und mich entrüstet anblickte, weil ich hier hereinplatzte. Die Musik, eine Art Jazz, dudelte aus einem Radio auf dem Bücherregal, das links an der Wand stand. Meine Logik sagte mir, dass der Geruch von der anderen Seite des Sofas herrührte.

Ich trat näher heran, und als ich halb ums Sofa herum war, sah ich sie. Sie lag auf dem Boden zwischen dem Sofa und einem kleinen, als Tisch dienenden Koffer, das Gesicht nach oben, die Arme steif an den Körper gepresst, als wäre sie liegend vom Sofa

gerutscht. Und sie war tot. Die Haut auf ihrem Gesicht war wächsern, und über ihre khakigrünen offenen Augen hatte sich ein milchiger Schleier gelegt, als würden sie ihre Farbe verlieren, weil sie schon so lange offen standen. Ihr war schlecht geworden, das war klar. Ihre Lippen, einige Strähnen ihres langen Haars und ihr ärmelloses T-Shirt, das sie über der Jeans trug, waren schmutzig von Erbrochenem, das bereits getrocknet war. Ich blickte zum Tisch, wo ich instinktiv nach Schnaps oder Drogen suchte. Nichts dergleichen – nur eine leere Flasche Mineralwasser, eine goldfarbene Schachtel Godiva-Pralinen und ein nasses, meergrünes Handtuch, das auf einer Ausgabe von People lag.

Wieder glitt mein Blick zu Heidis Leiche. Die Haut entlang ihrer Arme war lila-rot gefärbt. Sie sah aus wie verbrannt, doch ich wusste, dass sich das Blut hier ansammelte. Wahrscheinlich war sie irgendwann in der Nacht gestorben. Ich blickte zum kleinen Flur. Cat war nirgends zu sehen.

»Cat«, rief ich, nachdem ich den Pullover von meinem Gesicht gezogen hatte. »Wo bist du?«

Sie schob ihren Kopf um die Ecke. »Hier. Ist Heidi da?«

»Ja, sie ist tot. Wir brauchen Hilfe.«

Fast auf Zehenspitzen ging ich rückwärts, besorgt, nichts zu berühren. Auch das Radio stellte ich nicht ab. Dann ging ich den Flur zurück. »O nein, o nein«, jammerte Cat immer wieder.

»Wir müssen die 9-1-1 anrufen«, sagte ich.

»Was ist passiert? Wie ist sie gestorben?«, fragte sie schluchzend.

»Ich bin mir nicht sicher. Sieht aus, als ob ihr schlecht geworden wäre oder so – sie hat alles voll gekotzt. Gehen wir hoch.«

Während ich hinter ihr herlief, spürte ich eine irrationale Panik, als würde ich gejagt werden, blickte sogar einmal über die Schulter nach hinten, um mich zu vergewissern, dass mir niemand folgte.

Als wir wieder im Wohnzimmer waren, klappte Cat auf einem der cremefarbenen Sofas zusammen. Sie sah aus, als ob sie gleich weinen würde, aber nicht wüsste, wie sie anfangen sollte. Ich kam mir vor, als würde ich neben mir stehen, als hätte man einen Hebel auf Automatikbetrieb gestellt.

Ich stand vor ihr. »Cat, es tut mir Leid. Es muss furchtbar für dich sein.«

»Das begreife ich nicht«, rief sie, die Handballen gegen die Stirn gepresst. »Ich meine, ich habe mir Sorgen gemacht, dass irgendwas Schreckliches passiert sein könnte, aber jetzt, wo es sich bewahrheitet hat, kann ich es nicht glauben.«

»Soll ich den Notarzt anrufen, oder machst du das?«

»Übernimmst du das bitte?«, flehte sie.

Neben ihr auf einem Tischchen stand ein Telefon, ein schickes Modell neben einer schwarz lackierten Schüssel mit einem Blüten-Potpourri. Nach viermaligem Klingeln ging jemand ran. Die Telefonistin klang beinahe schroff, als hätte ich sie in einem schlechten Moment erwischt und als ob sie mich warnen wollte, ja keinen Blödsinn zu reden.

»Haben Sie ihren Puls gefühlt?«, fragte sie, nachdem ich ihr erklärt hatte, was passiert war.

»Nein«, antwortete ich. »Ich wollte die Leiche nicht anfassen.«

Sie sagte, sie würde einen Krankenwagen schicken. Ich wusste, dass sie auch der Polizei Bescheid geben würde.

»Was glaubst du, ist mit ihr passiert?«, fragte Cat, nachdem ich aufgelegt hatte. »Du hast gesagt, ihr war schlecht. Aber wie kann sie daran sterben?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. »Alkohol, Drogen – beides kann möglich sein. Sie könnte von irgendwas zu viel erwischt haben, von dem ihr zuerst schlecht geworden ist und was sie dann umgebracht hat. Oder sie ist an ihrem Erbrochenen erstickt. Allerdings habe ich davon nichts bemerkt. Die Polizei und die Gerichtsmediziner werden das feststellen. Sie werden alles absuchen. Sie werden wie bei einem Verbrechen vorgehen.«

»Oh, prima«, entgegnete Cat sarkastisch. Sie schnappte sich eins der Dekokissen mit Leopardmuster vom Ende des Sofas und umklammerte es. »Aber wenn es keine Drogen sind, was dann?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist ihr von etwas schlecht geworden, das sie gegessen hat. Ich bezweifle, dass es eine Lebensmittelallergie ist. Ich bin gegen Erdnüsse allergisch, und wenn man darauf reagiert, schwillt der Hals zu, und man beginnt zu ersticken. Botulismus? Davon soll es einem saumäßig dreckig gehen. Aber dann hätte sie doch jemanden anrufen können. Hat sie am Telefon erwähnt, dass es ihr nicht gut ging?«

»Nein«, antwortete Cat, dann dachte sie kurz nach. »Ich glaube, sie hat gesagt: ›Mir ist heute nicht danach auszugehen.««

»Als ob sie krank wäre?«

»Scheiße – ich weiß nicht.«

»Was hat sie normalerweise am Abend gegessen?«

Sie verzog ihr Gesicht. »Das hing davon ab, ob ihr jemand zusah.«

»Das heißt?«, bohrte ich nach.

»Wenn sie mit uns gegessen hat, waren die Portionen immer winzig. Aber ich glaube, wenn sie allein war, veranstaltete sie ab und zu ein Fressgelage.«

»Du meinst, sie hatte Bulimie?«

»Nein, das glaube ich nicht. Sie hat nur immer so getan, als würde sie auf Halbfett-Zeugs stehen, wenn Leute dabei waren, aber in ihrem Zimmer hat sie den schmierigen Kram verschlungen. Ich weiß, dass sie manchmal was aus dem Kühlschrank geklaut hat.«

»Machst du Witze?«

»Das hört sich schlimmer an, als es ist. Sie hat bei uns gewohnt, deshalb war es so gesehen auch ihr Essen. Sie hat es sich nur immer heimlich genommen, was Carlotta zur Weißglut getrieben hat. Sie hat Tylers letzten Nachtisch oder den Rest vom Hühnchen aus dem Kühlschrank genommen, aber nie was gesagt oder zugegeben.«

»Vielleicht auch eine Schachtel Godiva-Pralinen?«

»Was meinst du damit?«

»Auf ihrem Tisch lag eine Schachtel.«

»Na ja, vielleicht ist es die, die mir jemand am Donnerstag zur Party mitgebracht hat. Als ich sie später am Abend gesucht habe, war sie weg. Genau das ist es, wovon ich rede.«

Sie warf das Kissen ans andere Ende des Sofas und erhob sich. »Wie lange dauert denn das, bis der verdammte Krankenwagen kommt?«, schimpfte sie. »Ich halte es nicht aus, wenn sie da unten so rumliegt.«

»Hör mal, Cat«, begann ich. »Wir werden ihre Familie anrufen müssen. Jetzt wäre doch ein guter Zeitpunkt, bevor der Krankenwagen ...«

»Sie hat keine Familie«, erklärte sie. »Ich meine, früher hatte sie eine, aber ihr Vater ist gleich nach ihrer Geburt abgehauen, und die Mutter starb, als Heidi vierzehn war oder so. Anschließend ist sie zu einer Tante gezogen.«

»Hast du ihre Nummer?«

»Irgendwo bestimmt. Oben in meinem Büro, denke ich.«

»Dann könntest du sie doch suchen, oder?«

Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, blieb ich sitzen und versuchte herauszufinden, was ich fühlte. Ich wusste, dass meine Emotionen irgendwie verzögert kamen. Mich würden der Schmerz, die Traurigkeit oder der Schrecken erst umhauen, wenn ich mich diesen Gefühlen überlassen würde. Was ich aber spürte, war Verwirrung. Ich hatte viel mehr Fragen über Heidi auf Lager, aber offenbar musste ich warten, bis ich sie Cat stellen konnte. Mein Gehirn hatte Mühe, mit der Realität klarzukommen. Vor einer Stunde hatte ich noch in meinem Bett gelegen, kurz davor, von einem kleinen irischen Spitzbuben geschändet zu werden, und jetzt saß ich hier, ein Stockwerk über einer von Erbrochenem verkrusteten Leiche.

Ich stand auf und ging in die Küche, um mich auf die Suche nach Koffein zu machen. Der Morgen wurde zunehmend verrückter und deprimierender, und ich brauchte einen Ausgleich dafür, dass ich nur fünf Stunden geschlafen hatte. Auf der Theke stand eine Kaffeemaschine, und nachdem ich in den Schränken gekramt hatte, zauberte ich eine Filtertüte und ein Päckchen Starbucks-Spezialmischung hervor. Ich füllte die Maschine mit

Wasser für zehn Tassen und drückte den Startknopf. Als das Wasser in die Kanne tröpfelte, ging ich ins Esszimmer, wo ich den Seidenvorhang vor einem der Fenster zur Seite zog. Auf dem Bürgersteig marschierte eine vierköpfige Familie vorbei, er in einem marineblauen Jackett, sie in einem schicken, lavendelfarbenen Kostüm. Auch die beiden kleinen Jungs waren piekfein gemacht. Wohin sie zu dieser Zeit und in diesem Aufzug wohl gingen? Doch dann fiel es mir ein: in die Kirche. Es war Sonntag. Plötzlich kam der Krankenwagen die Straße entlanggerast. Das abgehackte Heulen hörte sich lustig an. Er fuhr ein paar Meter am Haus vorbei, kam schlingernd zum Stehen und fuhr rückwärts. Ich rannte in den Flur und riss die Haustür auf.

Drei Sanitäter sprangen fast gleichzeitig heraus – vom Fahrersitz ein Mann um die Fünfzig, vom hinteren Sitz eine Latino-Frau und ein weißer Typ knapp über zwanzig mit rasiertem Schädel. Der junge Kerl sah aus, als sei er der Chef, als er auf mich zurannte und die anderen beiden etwas von hinten aus dem Wagen holten.

»Sie ist da drin«, sagte ich und zeigte in Richtung der Wohnung. »Aber sie ist tot. Ich meine, ich habe nicht ihren Puls gefühlt, aber ich weiß, dass sie tot ist.«

»Können wir hier lang?«, fragte er und deutete mit dem Kopf auf Heidis Tür.

Ich bemerkte das schmiedeeiserne Tor. Ich würde es öffnen müssen.

»Ich muss den Schlüssel suchen. Möchten Sie zuerst hier reinkommen und die Leiche sehen?«

»Zeigen Sie mir den Weg.«

Während er mit mir geredet hatte, hatten die anderen beiden Sanitäter ihre Gerätschaften aus dem Auto geholt – eine zusammengefaltete Trage und etwas, das aussah wie ein tragbarer Defibrillator. Die beiden sahen aus, als hätten sie für ein Wochenende auf dem Land zu viel eingepackt. Der junge Kerl hob die Hand, um sie aufzuhalten.

»Ich will erst mal nachsehen. Ihr bleibt am Funkgerät.«

Gemeinsam rannten wir die steilen Stufen hinauf. Als wir das Haus betraten, kam Cat die Treppe vom vorderen Flur herab.

»Der Notarzt ist da«, sagte ich. »Wir müssen die Wohnung von vorne öffnen. Dazu braucht man einen Schlüssel, oder?«

»Genau.«

»Hast du einen?«

»Du hast ihn.«

»Was?«

»Du hast ihn, am Schlüsselbund.«

Ich fasste in meine Tasche, holte den Bund heraus und ließ mir von Cat den passenden Schlüssel raussuchen. Damit konnte man auch die Eingangstür öffnen.

»Gibt's auch eine Kette an der Eingangstür?«, fragte ich.

Sie blickte verwirrt, bis ihr klar war, was ich meinte, und nickte.

»Ich zeige Ihnen zuerst die Leiche«, sagte ich, zum Sanitäter gewandt. Ich führte ihn durchs Haus und die Treppe hinab durch die Bibliothek. Währenddessen stellte er mir ein paar Fragen – wie alt sie war, warum ich dachte, sie sei tot, als ich sie fand, und nicht einfach nur ohnmächtig.